

SPIEGELBLATT

Nr. 13

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1909

Im Moor.

Erzählung von Ernst Prezang.

(Fortsetzung)

Dem Graben folgte das Säen, das Pflanzen, das Gießen. Jede Stunde der nun folgenden Tage war ausgefüllt mit Anforderungen, die keine unschichtbare Brühelei aufkommen ließen. Was da bohrte und nagte in der Brust, fand wieder einmal seinen siegreichsten Gegner in der kräfteersordnenden Tätigkeit. Wenn sie es überwunden hatte, was aus dunkler Vergangenheit heraus sie am helllichten Tage mit schreckhafter Macht angefallen, dann stand sie freier für einige Zeit, und folgte auch keine Heiterkeit, so doch ein ebenso leid- wie freudloses Dahinleben, das sich weder um das Woher noch um das Wohin kümmerte, das nicht bänglich nach dem Himmel blickte, wenn er voller grauer Regenwolken hing und auch nicht aufatmend nicht besiegelt der höher und höher steigenden Sonne folgte, die Licht und Wärme und bunte Pracht ausgoß über das Moor und die einsame Insel. Ja, es war wieder einmal Frühling geworden. Zum vierten Male, seit Franziska sie verlassen hatte. Die Verchen sangen wie einst und immer, wenn der Gast sich in alten Kindern regte und grüne und braune Köpfchen hervorsprangen an den Sträuchern und Bäumen, wenn es sich wie ein hellgrüner Kranz um die schwarzen brauen Tümpel des Moores zog und jede verkrüppelte Buschstaude anfing, sich in ein neues Gewand zu kleiden. Das Leben erwachte im Moor und über dem Moor. Es raschelte im Schilf, die Binsen bewegten sich, es plumpste etwas in das schlammige Wasser. Der Kiebitz rief. Wildgänse kamen vom Süden und fuhren in ihrer Pfeilordnung schreien über das Moor hinweg, wo keine Büchse mehr nach ihnen zierte. Kleine, buttergelbe Flügelpaare saßen unbeweglich auf dem braunen Heidekraut und eines

Tages schwirrten sie davon und führten ihr junges Frühlingskleid in der schimmernden Sonne spazieren, daß es eine rechte Lust war. Die alten, weißstämmigen Birken, die in zwei

Damm, der die Chaussee mit der Moorinsel verband, hatte der Zeit nicht standgehalten. Er war stellenweise zu einem kleinen Stege geworden, durchzogen von Minnsalen und breiteren Gräben, die sich das Wasser hindurch gefressen hatte, und die nun von morschen Brettern überbrückt oder mit einzelnen Steinen angefüllt waren, auf denen der Fuß im Hinsüberbalancieren einen flüchtigen Halt gewinnen konnte. Wieder an anderen Stellen waren die Mänder des Dammes so unterwassen, daß das Wurzelwerk der Birken freigelegt worden war und nun zum Teil in der Lust schwieb. Die in jedem Jahre wiederkehrende Nebenschwemmung des Moores hatte einzelne Bäume schon ganz gefällt, und andere neigten sich von Jahr zu Jahr tiefer hinab zu dem braunen Grunde. Von all dem sah Frau Wittlow nichts. Als die dringendsten Arbeiten im Garten erledigt waren, saß sie wohl am Nachmittag in ihrer Stube, hielt die Hände im Schoße und blickte hinaus auf

das Moor, in die untergehende Sonne, die einen feuriggleichenden Schein auf

den Fluß warf und das Wasser wie einen schmalen, gewundenen Spiegel schimmern ließ. Die Nette war wieder einmal gefüllt wie eine Waschschüssel, die ein Atemzug zum Ueberlaufen bringen kann. Die Dämmerung kam über das Moor. Das Heidekraut dampfte im Nebel. Er umschleierthe die Büsche mit weißen Laken und hing wehende Fahnen an die Birkenkronen. Wie Musselin gewänder, zart und durchsichtig, breitete es sich um Baum und Baum. Dann woben die Schleier sich ineinander, und zwei dicke, milchige Linien wurden daraus. Sie begleiteten den Damm und zogen eine weiße Mauer um die Sandinsel.



Abend. Nach einem Gemälde von Carl Hartmann.

Reihen den Damm säumten, waren über und über mit kleinen hellgrünen Blättchen bedeckt — genau wie damals, als noch der Moorbauer mit seinen Trabern nach der Kirche kutscherte und im Uebermut mit der Weitsche knallte. Nur stiller war es auch hier geworden. Und der

Die Stille lagerte über der Einsamkeit. Der Vogelsang war verstummt. Und nur manchmal kam's wie ein mitsöniger Schrei aus dem Schilf und schreiste ein paar andere Stimmen auf.

Stunde um Stunde verrann. Frau Wittkow saß untröstlich am Fenster und blickte hinaus in den Nebel. Bis das Licht sich meldete und sie zurückrief zum Leben, das ihr noch geblieben war.

Sie zündete die alte, verrostete Stallaterne an, ging hinunter, fütterte das Vieh, verschloß die Haustür und stieg wieder nach oben. Und beim Licht der Stallaterne saß sie selbst einige Minuten.

Eine halbe Stunde später erlosch das Licht.

Aber ehe Frau Wittkow einschlief, horchte sie noch einmal auf. Von fernher kam ein Plätschern und Mauschen. Das mußte beim Moormüller sein, der weiter oben an der Klette saß, und der nun wohl alle Schleusen gezogen hatte.

Das Frühlingswasser kam. —

Am anderen Morgen war das Moor überschwemmt. Es glitzerte hellblau in der Sonne und dehnte sich schon fast bis zur Landstraße. Aus den Wiesen am Dorf blickten nur noch ein paar grüne Inselchen hervor. Allmählich verschwanden auch sie. Die Bahn des Flusses wurde mir noch von den alten Weiden bezeichnet, die ihre steppigen Köpfe aus dem Wasser streckten wie Ertrinkende in einem weiten, grundlosen Meer. Auch am Damm bohrte und fraß das Wasser wie alljährlich; es fischerte in den trockenen Minnsalen zwischen den Steinen und gurgelte und schluchzte im Wurzelwerk der unterhöhlten Birken. Auf der Mooinsel wurde es lebendig: die Vögel kamen. In Scharen flatterten sie heran und machten den Hüthuern das Alter streitig. Und immer wieder mußte Frau Wittkow ihre langen, dünnen Arme schwenken und „Schicht! schicht!“ rufen.

*

Es kam noch mehr Besuch.

Mit die Mittagsstunde, als die Moorbeiterin eben einen Brei löffelte, den sie sich aus Milch, Mehl und Eiern bereitet hatte, ging ihr Blick zufällig aus dem Fenster und schweifte über das wassergefüllte Moor nach der Landstraße hinüber. Vom Dorf herauf kamen zwei Jungen mit einer Karre, auf der ein Koffer oder ein Stock stand. Hinter ihnen ging eine weibliche Person, ein Mädchen oder eine Frau. Genau ließ sich's von hier aus nicht erkennen. Aber eines sah Frau Wittkow: daß es weder ihre kleine kugelige Schwester noch eine Bäuerin war. Denn sie trug einen Hut. Und gar einen Hut, wie er auf dieser Landstraße wohl noch nie seinen Schatten geworfen: hoch und breit wie eine Kirchenglocke kleineren Kalibers. Auf dem Hut weiße lange weiße Federn wie Wegweiserarme. Der eine zeigte wippend gen Himmel, der andere wies nach dem Dorfe. Um Hals und Nacken lag, weiß und glänzend wie Schwanengefieder in der Sonne, eineboa, deren Enden bei jedem kleinen Windzug unter den Armen hindurch nach hinten flatterten, so als strebten sie mit den kleinen Hutfedern zurück nach dort, woher sie gekommen. Ein fremder Vogel, der sich ins Moor verirrt.

Frau Wittkow ließ den Blick nicht ab von dieser Erscheinung; es erwachte etwas wie Interesse in ihr an dieser „neuen Mode“. In ihr, die ihren Kleiderreichtum aus der Moorbeiterin Tagen in vermorschten Kästen zerfressen und zerfallen ließ. Ihr Mund nahm mechanisch den Brei auf, während das Auge der wippenden Hutfeder folgte. Dann aber blieb der Löffel auf halbem Wege zum Mund in der Schwebe; denn die stummenden bogen auf den Damm zur Mooinsel ab. Die Wegweiser auf dem Hut machten eine Schwenfung. Frau Wittkow sah es mit großen Augen. Was war's, das da zu ihr hereindollte?

Auf halbem Wege stockte der Zug, der sich nur mühsam über die manigfachen Hindernisse hinweggebracht hatte. Nun schien es da etwas zu geben, das sie nicht überwinden konnten. Die Jungen rissen durch die hohen Hände zum Hause herauf, das Mädchen winkte mit dem weißen Taschentuch. Dann ließ es die Boa wie eine Fahne wehen.

Frau Wittkow entfernte sich weiter in's Zimmer hinein und sah feindselig nach dem Fenster. Das Kusen wiederholte und verstärkte sich. Es kam etwas wie Furcht über sie. Furcht vor dem Leben, das hier eindringen wollte, von dem sie nicht wußte, welcher Art es sein werde. Wer konnte denn kommen und was?

Plötzlich fiel es ihr ein. Sie lief zum Fenster und rief hinaus: „Fränze!“

„Mutter!“

Die weiße Boa flatterte fröhlich.

Frau Wittkow war schon hinaus und unten. Sie ergriff ein Brett und eilte auf den Damm hinaus. In den Minnsalen und Gräben, die ihn durchbrochen, spielte das Wasser. Mit nassen Schuhen und Strümpfen kam sie bis dorthin, wo Franziska und die Jungen mit der Karre warteten. Hier klaffte eine besonders breite Spalte. Das Brett schuf einen notdürftigen Übergang.

Während Frau Wittkow es zurechtlegte, fragte sie: „Wo kommst Du denn her?“

„Von Berlin, Mutter.“ Ein lautes Lachen. Ein ganz merkwürdiges Lachen.

So seltsam, daß die Mutter ausschaut und die Augen der Tochter suchte, die unter dem Hut fast verschwanden.

Aber dann war Franziska schnell über das Brett gekommen, hielt sie umarmt und küßte sie. Es war ein wenig Exaltation dabei. Frau Wittkow spürte ein unangenehmes Gefühl und wand sich aus den Armen der Tochter, um sie gleich darauf von der Seite anzusehen.

Die Jungen bemühten sich, die Karre über das Brett zu bringen. Aber es mißlang. Den Kesselsack allein kriegten sie auch nicht hinüber. Er mußte ausgepackt werden und sein Inhalt in mehreren Paketen hinübergeschafft werden.

Die Mutter schüttelte den Kopf, als sie die Kleider, die feine Wäsche, die Hülle, Strümpfe und Schuhe sah.

Die Jungen grinnten und stießen sich mit den Ellbogen an. Und als alles ins Haus geschafft war und sie sich entfernten, hörte man ihr lautes, prustendes Lachen, das sie sich so lange verhalten.

„Nee, wie Du wohnst!“ Franziska blieb mit herabgezogenen Mundwinkeln auf der Schwelle stehen.

„Wie soll ich denn wohnen? Wie früher! Meinst, der Kroninger hat mir in der Zeit, wo Du wegwarst, einen Palast hergerichtet?“

Der Tochter schoß das Blut ins Gesicht. Sie trat an das Fenster wie vor einen Spiegel und nestelte sich den Hut los.

„Wo Du den hinlegen willst, weiß ich nicht.“

„Er hat fünfzig Mark gekostet.“

„Was?“

„Fünfzig Mark.“

„Dir ist's gut gegangen, wie's scheint.“

„Sehr gut.“ Franziska fingerte an ihrem Haar herum. „Nicht mal 'n Spiegel hast Du?“

„Hab ich Dich gerufen?“ Das kam so zornig, so grossend heraus, daß sich die Tochter erschreckt umschau.

„Ich sag ja nichts, Mutter.“ Mit einer etwas unnatürlichen Gebärde wollte sie den Arm um sie legen.

Frau Wittkow schob ihn zurück: „Lass das. Meinthalb brauchst Deinen Klöterkram nicht erst auszupacken und kannst wieder umkehren, wenn Du mir meine Armut vorzeichnen willst. Vielleicht räumen sie Dir bei Kroninger 'nen Salon ein.“

Wieder schoß der Tochter das Blut in die Wangen. „Zimmer die alten Geschichten, Mutter.“ Sie atmete tief auf: „Ich hab doch mit den Kroningern nichts zu tun.“

„Nicht? Desto besser. Warst doch bei ihren Bekannten. Haben sie Dich weggeschickt?“

Franziska ging auf und ab in dem Stübchen, die Hände bald über dem Kopf, bald auf dem Rücken verschränkt: „Ich hab mich verändert. Seit Neujahr, ja. Und wollt mir mal wieder 'n paar Wochen bei Dir sein. Wenn man immer unter Fremden ist -- es zieht einen doch mal wieder nach -- nach Hause, ja. Man denkt doch, man hat noch 'ne Mutter und so.“ Es war etwas Unsicheres, Geheutes in all den Worten, in den nervösen Bewegungen, in den Mielen.

Die Mutter erhob sich. Nun berührte ihr grauer Scheitel fast die Decke. „Du lägst, Fränze. Mein net halben bist Du nicht da. Warum eigentlich, weiß ich nicht.“ Und als Franziska den Mund aufstun wollte, winkte sie mit der Hand: „Sei still. Es wird sich ja zeigen. Ich geb die Ziege melken. Mach Dir indes ein Lager zurecht. Eine Bettstelle steht auf dem Boden. Ein Strohsack muß auch noch da sein. Hier in der Stube“ sie breitete die Arme aus „ist wohl nicht Platz für uns beide.“ Sie ging hinaus.

Franziska sah ihr mit großen Augen, mit verzerrtem Gesicht nach: „Auf dem Henboden schlafen? . . . Auch gut!“ Sie fuhr sich mit beiden Händen in die Frisur: „Es wird nicht lange dauern.“

Der Landbriefträger, der klein seltsam täglich einmal bestellte, war neuerdings in anhaltend mürrischer Laune. Es verging kaum eine Woche, in der er nicht einige Male den zerissen Damm im Moor zu begehen hatte. Bald war's ein Brief, bald eine Geldsendung, bald ein Paket, die an „Fräulein Franziska Wittkow, Hochwohlgeboren“ zu überbringen waren. „Hochwohlgeboren!“ Er mußte lachen, wenn er den baufälligen Stall anfaßt. Ach Gott ja, es gab Prinzenkümmen hentzutage . . .

Das Amerikanischste waren die neinmodischen Dinger, die Ansichtskarten. Ein buntes Bild vom Brandenburger Tor, vom Denkmal des „alten Frißen“, von der Siegesäule und zwei oder drei Worte: „Herzlichen Gruß meiner Moorblume“ — „Tausend Küsse“ -- und ähnliches. Darunter: „Dein treuer A . . .“ Darum verlohnste sich's wahhaftig. Wege von einer Stunde zu machen. Und was für Wege! Seit Franziska Wittkow im Moor war, konnte er nicht anders, als in seinen „Wasserdichten“ gehen. Gewiß, das Mädchen riß ihm die Sendungen förmlich aus der Hand, und das freut ein richtiges Briefträgerherz. Aber der Damm, dieser hundertmal verfluchte Damm, der extra für ein Hindernisrennen gebaut schien! Und dann nicht einmal zu wissen, wer denn nun eigentlich dieser verzückte A . . . sei, der die „Moorblume“ wie eine Göttin anhimmelte. Wenzel, der Briefträger, hatte sie einmal gesehen, als sie den weißen Federhut trug. Er schüttelte nachher im Gedanken daran mehrmals den bärigen Kopf und lachte dazu: „Moorblume? Nee, so'ne Blumen wachsen hier nicht.“

Das sagte er nur so vor sich hin, ohne daß es ein anderer hörte. Wenzel kannte seinen Dienstort. Über die „Moorblume“ kam doch unter die Leute. Vielleicht durch Frau Heinrichs, die ganz begeistert von ihrer großstädtischen Richte war und für ihr Leben gern Ansichtskarten und überhaupt freunde Briefschaften sah. Die kleine kugelige Person sog sich förmlich fest an der Richter, die Dinge zu erzählen wußte, von denen die Bäckersfrau bisher noch nicht einmal geträumt hatte. Die Herrlichkeiten und Venusse der Großstadt wuchsen im idealisierenden Licht einer begeisterten Schilderung zu wahren Zauberdingen, und

Frau Hinrichs lernte hier, was eigentlich nicht ihre Sache war, nämlich: zuzuhören. Es verging kaum ein Tag, an dem die beiden nicht zusammen kamen: meist im Dorfe, seltener auf der Moorinsel, wo Frau Wittkow ein störendes Element bildete. Hier konnte die Bästertante auch nicht mit ihrer Nichte paradieren, während in und vor ihrem eigenen Hause Franziska sozusagen zu einem Reklameschild wurde, das die Männerinnen anlockte. Sie war so gut wie eine Menagerie oder ein tanzender Bär oder ein Kasperle-Theater: der gleiche Eifer, die gleiche Neugier zeigten sich in allen Dingen, die geeignet waren, die Einzigkeit des dörflichen Lebens irgendwie zu unterbrechen und in dieses graue Dasein irgendeine neue Farbe zu bringen.

Wenn Franziska mit ihrer Kirchenglocke und den Wegweiserarmen auf dem Kopfe in das Dorf kam, einen roten Sonnenschirm in der Hand und in voller Frühjahrstoilette, dann rief man in den Häusern: „Die Moorblume kommt.“ Und sie eilten aus Hoftor, an die Haustür, an die Fenster, um respektvoll oder neidisch oder spöttisch zu lächeln. Franziska genoss diese Triumphe, wie ein Schauspieler den Beifall genießt. Es war ihre Sensation in dieser sensationslosen Moorgegend, war ein Beweis ihrer Existenz, deren Bewußtsein ihr in den ersten Tagen ihres Hierseins fast abhanden gekommen war.

Als sie einmal ihre Tante verließ, um ins Moor zurückzutun, so um die erste Abenddämmerung, strich sie wie immer an der „Blauen Blume“ vorüber, um im Vorbeigehen einen Blick ins Herrenzimmer zu werfen. Wie schon so oft, saßen auch jetzt der Pastor dort, der Gemeindeschreiber und ein reicher Bauer. Der letztere hatte nun das Sopha mit den Messingknöpfen in Besitz genommen und kopierte mit viel Aufstrengung und wenig Glück den gewesenen Moorbauern. Franziska mußte lachen, wenn sie ihren flotten Vater dazu in Vergleich stellte.

Er stand in gutem Andenken bei ihr, und eine leichte Traurigkeit überwältigte sie, wenn sie daran dachte, wie er sie gehätschelt und in stolzem Ton von ihrer großen Zukunft geprahnt hatte. Ihrer Zukunft, die nun in Wahnen eingelenkt war, deren Ende man nicht voraussehen konnte, die sich inzwischen teilweise schon zu einer Gegenwart gestaltet hatte, die sie heute lachen und morgen sich ängstigen ließ. Die sie hier in der armen Moorgegend umhertrieb mit bleicher Furcht vor dem kommenden und sie doch wie eine Motte in den einzigen größeren Lichtkreis des Dorfes zog — um ein paar Männer am Biertisch zu sehen. Eigentlich nur einen: Kroninger. Sonst, während sie langsam an den beiden erleuchteten Fenstern vorüberschritt, hielt sie die Blicke anhaltend mit forschender Besorgnis auf sein Gesicht gerichtet; sie sah dies halb schlaffe, halb strenge Beamtengesicht mit bärnerlichem Einschlag noch, wenn sie über den Damm hinübertunnte, um auf dem Geboden schlafen zu gehen. Hente vermisste sie es. Als sie dann an den Ausgang des Dorfes kam, trat gerade einer eilig aus der Pappelallee und hätte sie fast umgestoßen. Aber sie hielten einander, und Kroninger sagte lachend: „Pardon, gnädiges Fräulein!“ Dann erkannte er sie; augenblicklich fiel ihm der Stall auf der Moorinsel ein, und er fügte hinzu: „Sie Fräulein Wittkow? Nun, was machen Sie denn in Kettow?“ Er tat, als habe er noch nichts von ihrer Anwesenheit gewußt.

„Ich bin zu Besuch hier, Herr Kroninger.“

„So, so. Na, das ist recht.“ Er wollte gleich wieder fort, fragte aber noch: „Nun, und unsere Freunde in Berlin? Alles wohl?“

„Alles, Herr Amtsvertreter!“ erwiderte mit dem geschlossenen Sonnenschirm auf den Nacken ihrer Schuhe herum. „Ich soll Ihnen

auch einen Gruß bestellen, Ihnen und Ihrer Gemahlin.“

„So? Von wem?“

„Von Ihrem Sohn.“

„Von Arnold? Er kommt wohl häufiger in die Familie?“

„Ziemlich oft, ja.“

„Na, das ist ja schön. Da haben Sie denn doch immer etwas wie eine Erinnerung an die Heimat.“ Er reichte ihr die Hand: „Besuchen Sie uns doch mal. Meine Frau würde sich sehr freuen.“

Und dann war er fort und hastete hinüber zur „Blauen Blume“, um sich über diese dumme Einladung zu ärgern. Und dann sah er das Manöver mit den Messingknöpfen, und dann fing wieder die ganze Geschichte an in ihm zu arbeiten die ganze Geschichte vom ersten Beginn bis auf den heutigen Tag. Der Wirt zur „Blauen Blume“ lächelte selig; und als er die Polizeistunde bot, wie das ja der Form wegen unter allen Umständen geschehen mußte, da rief der trunksame Amtsvorsteher: „Kling klang Gloria, Schaffskoppl Bringen Sie 'ne neue Flasche. Prost, meine Herren, prost meine Herren! Es lebe, was uns Freude macht!“

Über die Einladung aber hätte er sich nicht zu ärgern brauchen. Denn Franziska kam nicht. Bald wunderten auch die Leute im Dorf sich, daß die „Moorblume“ ausblieb. Am meisten Frau Hinrichs, die rein nervös wurde und so zapplig, daß sie zwanzigmal am Nachmittag nach der nächsten Strohenecke lief, von wo aus die Chaussee zu erblicken war.

„Die hat's sicher nicht mehr ausgehalten hier!“ sagte sie zu ihren Kundinnen. Und meinte, das sei eigentlich ganz selbstverständlich, wenn man einmal die Herrlichkeiten Berlins gefestet habe. Aber sie wollte Gewissheit haben. Sie ließ einen besonders großen Napfkuchen backen, setzte den Sonntagshut auf, bugsierte den Kuchen glücklich unter das Unschlagetuch und wanderte davon. Ins Moor. (Fortsetzung folgt)

Lenzwunder.*

In der Lüfte blaues Lenzen
Wirkt ein Baum sein Zweignz dicht.
All die schlanken Neste glänzen
Silberblank im Abendlicht.

Und ich sah vom Tagglück trunken,
In das schimmernde Gespinst
Und ich ahne, traumversunken,
Lenz, das Wunder, das Du finnst.

Franz Diederich.

Die ehemaligen Hauländereien in der Provinz Posen.

Von Josef Kliche.

Wer vor zwanzig bis dreißig Jahren die Gebiete der Warthe und Weichsel, also die Provinz Posen und ein Teil von Westpreußen durchwanderte, der traf nur wenig zusammenliegende Dörfer an. Außer den vielen kleinen Orten, die meist alle den Titel Stadt führen, deren Glanzperiode aber längst vorüber war und die jetzt als Marktflecken, in denen der polnische und russische Jude im langen Raftan dominierten, dahin vegetierten, waren es zumeist die uralten adligen Herrensäle mit ihren ausgedehnten Wirtschaftsgebäuden und verfallenen Gasthäusern, die sich den Blicken des Wanderers darboten. Die gesetzlose Dorfgemeinde existierte damals im ehemaligen Großherzogtum Posen nur verschwindend selten; fast gar nicht. Da-

gegen konnte man vielfach einzelstehende Gehöfte (Hauländereien) antreffen, die umgeben von ihren Wiesen und Wiesen, ganz für sich allein den wirtschaftlichen Raum ums Dasein führten und nur zum Zwecke der Nutzierung in eine Dorfgemeinde, mit mehreren ähnlichen Hauländereien in der Umgegend dem Namen nach verbunden waren.

Diese Hauländergemeinden, deren Verfassung nach der Besitznahme des Landes durch Preußen der in den übrigen Provinzen geltenden gleichgestellt, wurde, bieten in ihrer Vergangenheit unter polnischer Herrschaft in kulturgeschichtlicher Beziehung viel Wertvördiges. Ihre Entstehung, welche in den Anfang und die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts gelegt wird, verdanken sie meist der Geldknappheit des polnischen Adels. Wald und Land war genügend vorhanden; nur fehlten die Straßen, die aus ihnen den Werl herauswirtschafteten. Holz, das noch gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts ein beliebter Ausfuhrartikel war und in Massen die Warthe hinabgeschöpft wurde, hatte damals infolge des geringen Verbrauchs im Verhältnis zu dem Bestande nur einen sehr niedrigen Wert. Dazu fehlte es noch an den Arbeitern, die an das Fällen der großen Baumriesen herangehen konnten. Deutsche Kleinbauern waren allerdings schon seit Jahrhunderten ins Land gekommen und hatten sich unter dem Schutze der Grundherren der großen Güter angesiedelt. Dagegen war es dem Kleindadel schwer, ausländische Bauern auf seine großen Landstreken zu bekommen und sie dort festhaft zu machen. Wie mit den polnischen oder auch mit den freudigen, frisch eingewanderten Bauern umgesprungen wurde, dafür möge folgende Ausschreibung Rodgero Brümers dienen, die dieser in seinem großen Sammelwerk: „Das Jahr 1793“ machte: „Sicherlich das traurigste Los von allen Ständen in Polen war den Bauern zuteil geworden. Eigenes Besitztum hatte er überhaupt nicht, stets mußte er gewörlig sein, daß er seiner heimatischen Scholle beraubt wurde. Nam es doch vor, daß der Grundherr einem fleißigen Arbeiter sein Gut nahm, welches ordentlichen Ertrag brachte, und es an einen schlechten Wirt vergab, während der fröhliche Besitzer noch froh sein konnte, wenn er irgend ein durch liederliche Wirtschaft heruntergekommenes Gut wieder in die Höhe bringen durste. Wer sollte da noch den Mut und den Drang haben, durch seiner Hände Mühe dem Boden höhere Erträge abzuzwingen? Welcher Bauer hatte ein Interesse daran, sein Gut in gehörigen Stand zu halten, wenn der Grundherr ihn mit einem Wort zum Skecht, seinen Skecht zum Bauern machen konnte? Wenn er ihn verkaufen, verschenken, vertauschen durste? Zumal auf den Gütern des kleinen Adels waren die Bauern ganz rechtlos. Nicht nur, daß die Dienste sowohl wie die Abgaben völlig ungemesen waren, selbst über Leib und Leben schaltete der Herr. Gegen die größten Freveltaten war der Bauer schullos, denn Klagen konnten niemals zu einem guten Ende führen, da nur der Herr seinen Untertan vor Gericht vertrat. Besser standen freilich die Bauern auf den königlichen Gütern. Sie waren allerdings auch zu den Diensten verpflichtet, durften in diesen aber nicht erhöht werden. Auch hatten sie das Recht, gegen den Starosten zu klagen.“

Während des dreizehnten Jahrhunderts, als sich die große Einwanderung von Deutschen nach Polen vollzog und auch nach dem dreißigjährigen Krieg, kamen die „Fremdlinge“ unerwünscht ins Land und waren froh, daß sie kommen durften. Das wurde jedoch, als sich gegen Ende des siebzehnten und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts die bärnerlichen Verhältnisse in Deutschland wie auch anderwärts leidlich verbesserten, ungleich schwerer. Durch die vorhin geschilderten polnischen Verhältnisse ver-

* Aus: Franz Diederich, „Die weite Heide“ (Wien und Leipzig, Georg Müller, Nr. 250 vid.)

auftaßt, trat sogar ein Blüschtag ein. Ehemalige deutsche Siedler kehrten wieder in die Heimat zurück und dem polnischen Starosten wurde es schwer, fremde Kolonisten für sein Brachland zu besoummen. Aus diesen Gründen haben sich die adeligen Grundherren genötigt, den Kolonisten größere Freiheiten und Erlässen von Gehnten usw. zu gewähren. Es wurde nun an die Anlegung von Hauländereien gegangen. Durch Werber wurde wieder versucht, fremde Bauern ins Land zu bekommen. Ihnen wurde ein Stück Waldgelände angewiesen, ohne daß dieses genau abgegrenzt wurde, auf welchem sie dann zu roden und zu hauen begannen. Von dieser Tätigkeit stammt auch der Name Hauland. Erich Schmidt behauptet allerdings in seinem Buche „Geschichte des Deutschtums im Lande Posen“, daß diese Bauernstellen nicht Hauländereien, sondern Holländereien heißen müssen, da man diese privilegierte Siedlung erst vorgenommen habe, nachdem sich in der Kujmer Niederung eine größere Zahl holländischer Kleinbauern ange-siedelt hatte, welche durch Anlegung von Pumpwerken sowie durch Errichtung von Dämmen und Deichen — also genau wie in ihrem Heimatlande — das Land urbar gemacht hatten. Ein neues Werk, jedoch von Friedrich Güntram-Schultheiß über die historischen Zusammenhänge der Posener Hauländereien mit den Nachbarschaftsordnungen Siebenbürgens, hält wieder die Bezeichnung Hauländer für die richtigere.

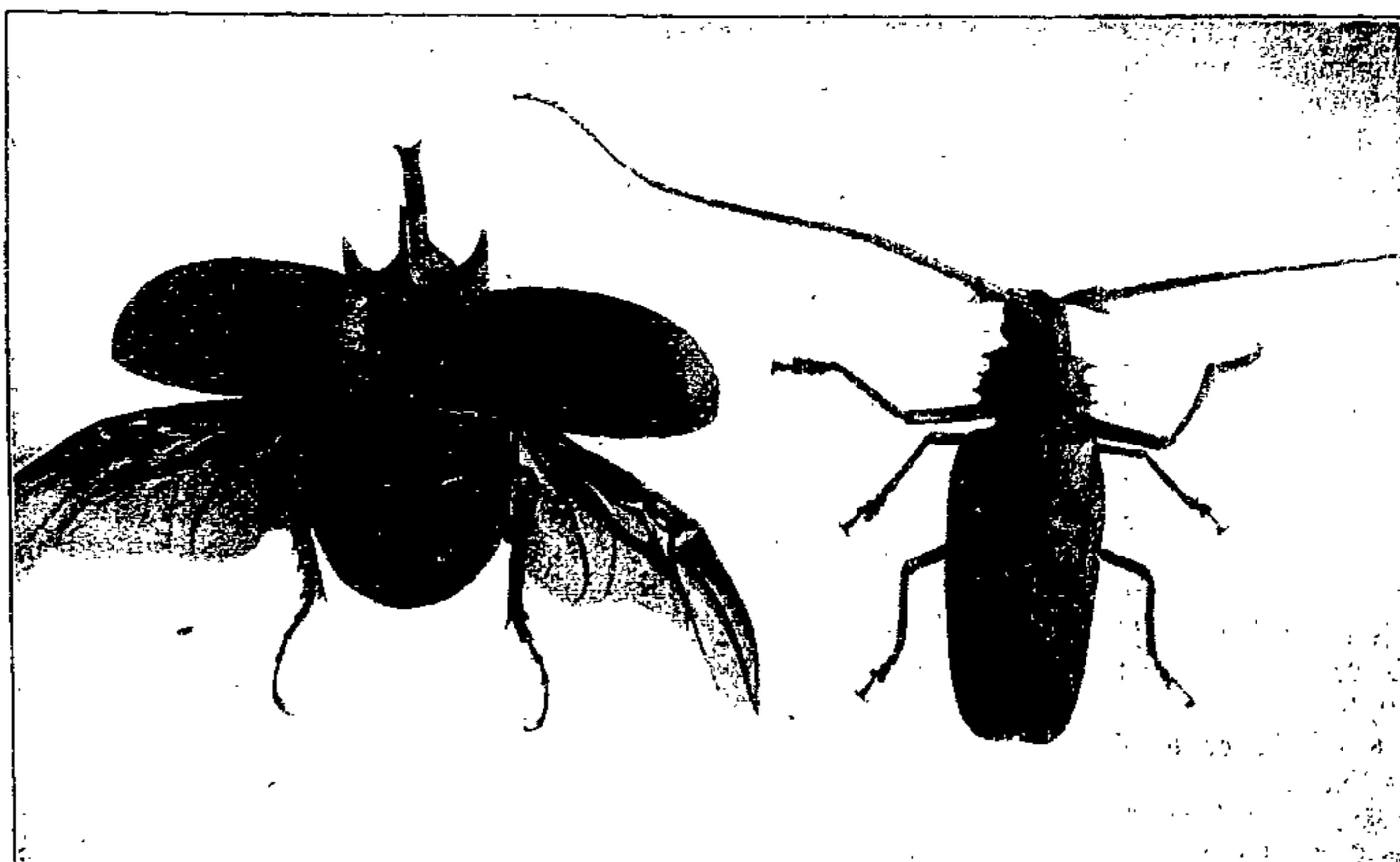
Neben die Hauländer selbst urteilt der schon vorhin zitierte Posener Archivrat Rodgers Prümers folgendermaßen: „Eines gesicherten Besitzstandes erfreuten sich die Hauländer, welche auf Grund besonderer Privilegien von dem polnischen Adel zur Verbesserung seiner Einkünfte vielfach angelebt waren. Auch sie hatten ja bestimmte Dienste zu leisten und Abgaben zu zahlen, aber diese Hauländer, die ihrer Hauptmasse nach von Deutschland herangezogen waren, hätten ihren neuen Herrn nicht angetreten, ehe ihnen nicht ihre Rechte verbrieft und versiegelt gewesen wären. Und es lag im wohlverstandenen Interesse des Adels, diese Rechte zu achten, da der aus ihnen erzeugende Wohlstand ihm selbst durch die steigende Grundrente zugute kam.“ In den ersten Jahren waren die Hauländer von allen Abgaben befreit, eine Anzahl Frei-jahre waren ihnen zugeschrieben. Ihre Zahl ist sehr verschieden. So betrug dieselbe in Słotkowo-Hauland (jetzt Goldau) sechs, in Luban drei und

in Ratoj-Hauland gar nur eins. Manngeld brauchten sie im allgemeinen nicht zu zahlen. Sie erhielten einfach ein Stück Land, machten



Goliathkäfer.

dieses urbar, gründeten sich eine Behausung und zahlten, nachdem die Freijahre um waren, an den Grundherrn eine meist noch sehr niedrige

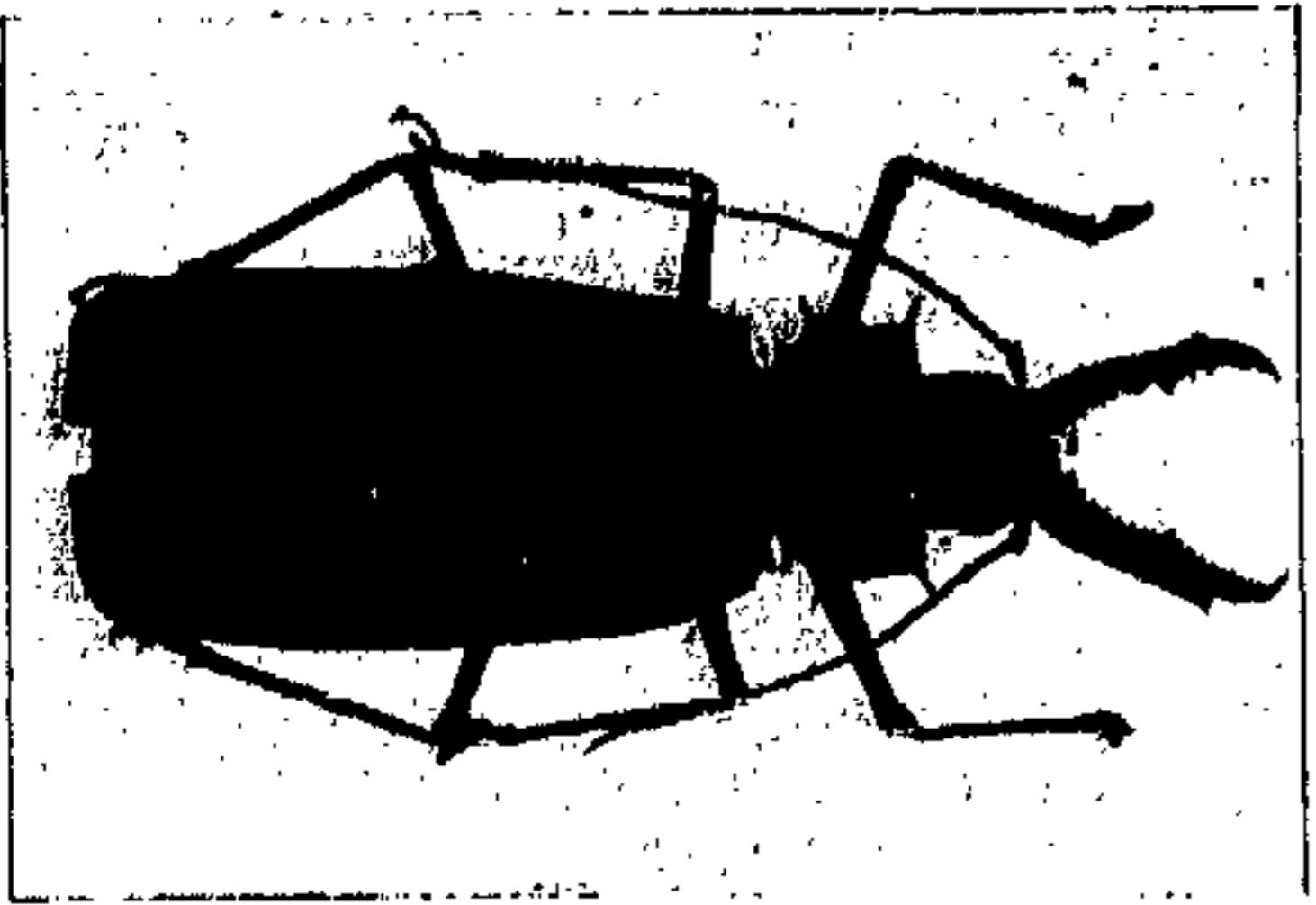


Lanzarmbock.

Rente. Nach Ablauf einer Frist, welche zwischen 10 und 80 Jahren schwankt, durften sie das Vermögen als ihr eigen betrachten. Hin und wieder

kam es natürlich auch vor, daß der Grundherr ihre verbrieften Rechte nicht sonderlich zu achten geneigt war, doch in solchen Fällen suchten sich die Hauländer gewöhnlich dadurch schadlos zu halten, daß sie einfach ihre Besitzung auf Kosten des Grundherrlichen Territoriums etwas vergrößerten. Da das Land nie genau abgegrenzt und abgezäunt wurde, so war dieses leicht möglich, zumal es freiliegendes Brachland war. Zu einiger Entfernung von dem Nachbar siedelte sich nun ein nächster an; im Laufe der Zeit wurden es noch mehrere, die vielfach regellos in den Wäldern eines Starosten verstreut lagen. Von dem Grundherrn erhielten sie nun das Privileg, sich zu einer „Nachbarschaft“ zusammenzutun.

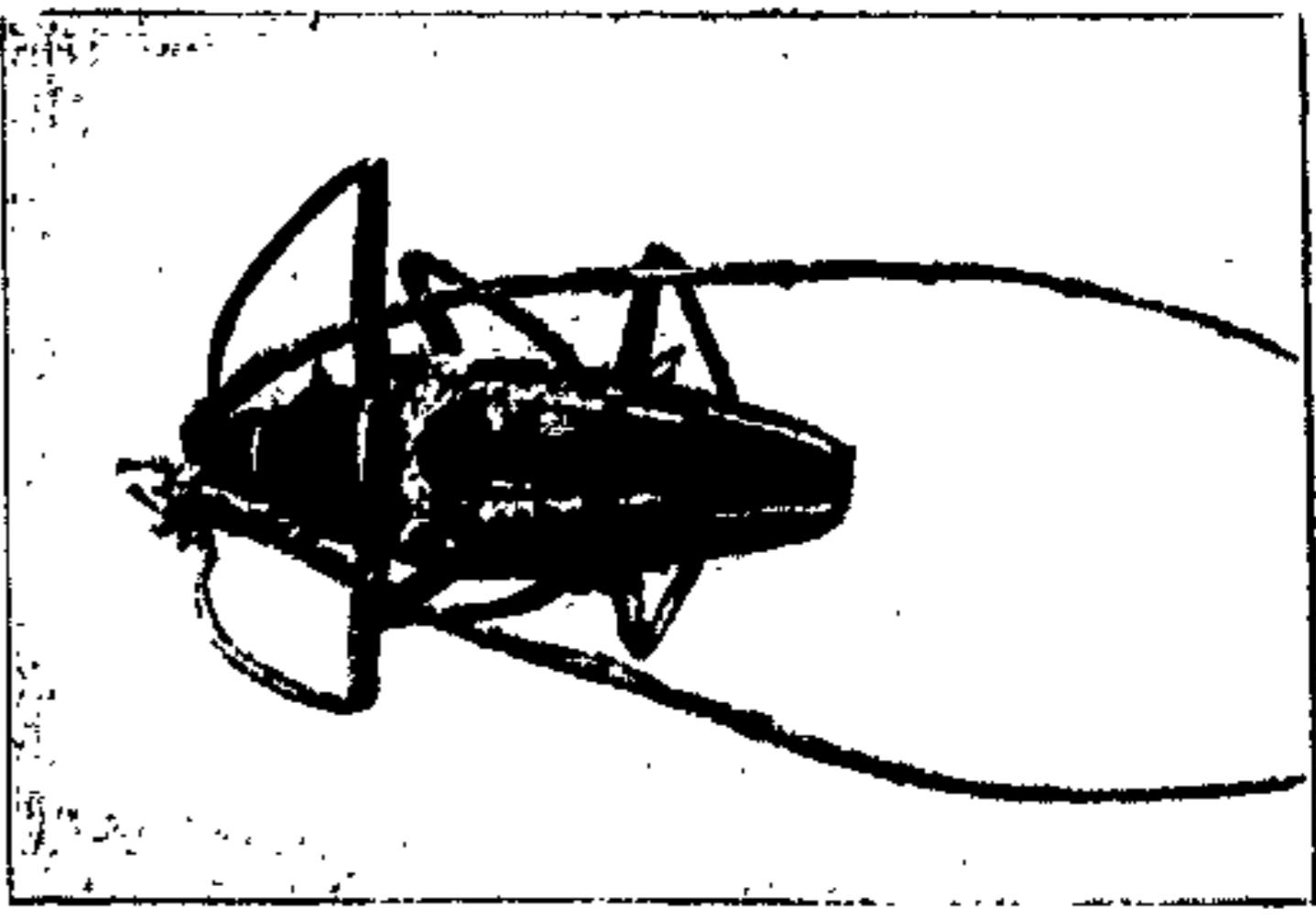
Diese „Nachbarschaften“ und ihre „Ordnungen“ sind das Interessanteste, was uns an diesen ehemaligen Hauländereinden berührt. Die verstreut imherliegenden Gehöfte wurden durch die Nachbarschaftsordnung zu einem Schutz und Trübbündnis, verbunden mit eigener Verfassung und eigener Gerichtsbarkeit. Nur schwer. Kriminalfälle unterlagen der Gerichtsbarkeit des Grundherrn, welcher sich im übrigen um seine Hauländer, wenn diese ihre Abgaben regelmäßig lieferthen, nicht zu kümmern hatte. So heißt es in der „Nachbarschaftsordnung von Neutuchorze-Hauland“: „Die Familienväter werden offiziell als Nachbarn bezeichnet. Diese wählen alljährlich in der Hauptversammlung (Rühr) den Schulzen und seine beiden Beisitzer als ihre Organe, welche zu tun haben mit Bank, Schmach, Händel, unter ihnen Testamentssachen, Inventurierung, Erbsonderung, Zeugen verhören, Besichtigung und Schätzung der Häuser, Necker Wiesen, Weiden und Grenzen.“ Der Schulze, welcher alljährlich gewählt wurde, war überhaupt eine sehr wichtige Personlichkeit. Er hatte über das Wohl und Wehe seiner Gemeinde zu wachen. Er mußte dafür sorgen, daß die Prozeßsachen regelrecht von ihm und seinen beiden Schöffen erledigt wurden und die als Strafen verhängten Geldbeträge sofort gezaubt würden. Diese Beiträge kamen in eine an Gerichtsstelle befindliche Lade, deren Zuschlägen des Deckels jedesmal den Schlüß einer Verhandlung anzeigen. Regelmäßig zu Michaelis mußte der Schulze, welcher auch in vielen, speziell den älteren Ordnungen als „Nachbarhann“ bezeichnet wird, den Nachbarn Rechnung über seine Geschäfts-führung ablegen, bei welcher Gelegenheit dann die das Jahr über angesammelten Strafgelder in Bier verjubelt wurden. Neben-



Friedrichhornrielenbock.

haupt spielte das Bier in den Nachbarordnungen eine große Rolle, indem es vielfach als Sühneobjekt entrichtet werden musste. So heißt es z. B. in der Ordnung von Tuchorze-Hauland vom 15. Juni 1745: „Wo stauff oder stausse geschehen, es sey Getreitig Bich oder Pferde, wie es auch Mahnen haben moch, und ist gewisses Bier darüber getrunken worden, da soll versassen sein ein Thonne Bier wo den stauff nicht hält.“ Der stauf wurde somit erst rechtskräftig, wenn „gewisses Bier“ darüber getrunken worden war. Der von Zeit zu Zeit ab gehaltene „große Gerichtstag“ fand im Freien statt. Nach Schluss der Verhandlungen wurde die Gerichtslade von den zwei jüngsten Nachbarn auf die Schultern genommen und in der Prozession der Nachbarn vorgetragen. In der schon oben zitierten Ordnung von Tuchorze-Hauland heißt es ferner: „Wann der Scholz mit seinen Nachburen zu Gericht sibi, sol kein weib, es sey denn, daß sie vor ihre Person zu klagen hat und ihr Mahn, wo die einen hat, nicht einheimisch wäre, für gerichte kommen ben-

Strasse 5 gr.“ Wenn der Scholz oder seine beiden Besitzer nachlässig in der Aufsicht befunden werden, so sollten sie nach Erkenntnis der ganzen Gemeinde „bestraft werden“. Sehr skeptisch stand man dem Eindringen eines Fremden in die „Nachbarschaft“ gegenüber. Wollte einer der Nachbarn sein Besitztum verkaufen, so hatte er es zuvor vierzehn Tage lang den Einheimischen anzubieten. Hand sich nach Ablauf dieser Frist unter denselben kein Käufer, so durfte er es einem „Fremden“ veräußern, jedoch durfte derselbe „keinen bösen Ruf und schlechten Namen“ haben und auch sonst „ein ehrlicher Mann seyn, der dafür guten Beweis hätte“. Damit der Gutsbesitzer bei schweren Verbrechen als Revisionsinstanz möglichst wenig belästigt wurde, besagte die Ordnung von Tumbrowo-Hauland, daß, wer freiwillig an die „gnädige Obrigkeit“ appelliert, mit 15 gr. bestraft werden



Australischer Riesenbock

lieferung wurde die strafe dort von Haus zu Haus weitergegeben, wobei die „Lagesordnung“ an dieselbe angeheftet war. Die Verfassung dieser Hauländergemeinden war also durchaus auf demokratischer Grundlage aufgebaut und ihre Selbstständigkeit haben sie sich auch stets zu wahren gewußt. Wegen ihres zähen Wesens in der Wahrung ihrer Rechte mußten sie sich von ihnen feindlich gesinnten Herrschern manches harte Urteil gefallen lassen. So schrieb Stenger nach der Ostroierung des Großherzogtums Posen durch Preußen über die Hauländergemeinde: „Möchte es Gemeinsinn sein, aber ich möchte es leider Gemeindestolz nennen, der diese Leute auszeichnet. Man sehe einmal solche Hauländergemeinde unter dem Präsidio ihres Schulzen und ihrer Gerichtsleute an! Ich weiß nicht gleich, womit ich diese Szene am schärfsten vergleichen soll. Gottlob, daß noch Rüchterheit unter ihnen herrscht . . .“

Die neueren Urteile sind doggengen durchweg günstiger für die Hauländer. So urteilt Chebe-



Elefantenkäfer (Megasoma elephas.)

jell. Dieselbe Nachbarschaftsurkunde verordnet auch, daß der Nachbarhann für seine Tätigkeiten von jedem Nachbar pro Hufe seines Besitzes 30 Groschen bekomme, desgleichen 15 die Besitzer. Auch mußte in Tumbrowo-Hauland an jedem zweiten Dienstag, dem uralten germanischen Gerichtstag, „den Nachbarn Recht gesessen“ werden, wozu immer der Kläger die Verlagten selbst zu laden hatte.

Auf originelle Weise wurden auch die durch den Schulzen unter den Nachbarn vorzunehmenden Verantumachungen vollzogen. Dazu bedurfte es vor allem des „Nachbarzeichens“ — durchaus nicht zu vergleichen mit den heute noch in den Dörfern üblichen Schulzenstöcken —, eines herzförmigen, oft mit schönen Schnitzereien verzierten Holzstückes in runder oder auch eckiger Form, mit einem Durchmesser von 8–12 Zoll. Sollte nun eine Versammlung oder sonstige Nachricht bekanntgegeben werden, so wurde das Nachbarzeichen in Umlauf gesetzt, mit Weiter sagen der betreffenden Botschaft. „So der Nachbarhann ausschickt das Nachbarzeichen und dasselbe bei jemand verdreht wirdt und nicht also angesagt wirdt wie der Nachbarhann befohlen hat der versällt 10 gr.“ Das Nachbarzeichen der ehemaligen Hauländerei Freital (jetzt germanisiert) die sogenannte Nachbarbrücke, welche sich zurzeit im Kaiser-Friedrich-Museum in Posen befindet, besteht aus einem rohen Stück Holz mit der Jahreszahl 1752 — dem Gründungsjahr der Nachbarschaftsvereinigung. Nach der Über-



Cocujo (Pyrophorus noctilucus.)



Riesenprachtkäfer.

in seinem 1819 erschienenen Buche: „Ueber Ursprung und Verbreitung des Deutschtums im Großherzogtum Posen: „Viele vielfach ungünstiger Einwirkungen haben sie sich überall in ihrem Besitztum zu erhalten gewusst und bilden noch heute (1849) einen sehr zahlreichen und achtbaren Teil der Bevölkerung hiesiger Provinz, der sich selbst auf dürrigem Boden durch Bau von Handelsgewächsen, namentlich Hopfen, und durch allerlei Nebengewerbe, als Schiffahrt, Fuhrwesen, Brettschneiden usw. gut ernährt.“ Gerade in denjenigen streifen, die damals noch weniger kultiviert waren, wie Birnbaum, Pomst, Meseritz, Bus, Schrimm, Schröda, Gnesen, Mogilow waren sie vertreten, während die schon von der Kultur belebten Kreise Frankfurt, Serbien, Wirsitz, Bromberg keine Hauländereien aufwiesen. Bei der ersten preußischen Besichtigung polnischen Gebietes im Jahre 1772 zählte man über 400 Hauländergemeinden im späteren Großherzogtum.

Am 25. März 1793 wurde das Großherzogtum Posen dem preußischen Staate einverlebt. Nachdem der Grodnoer Reichstag notgedrungen seine Zustimmung zu der Annexion gegeben hatte, wurde man auch von Seiten der neuen Regierung den übrigen polnischen Bauern mehr gerecht. Es wurde öffentlich von den Kanzeln publiziert, daß jeder Bauer in seinen Rechten geschützt werden sollte — damit suchten sich die neuen Herren beim Volke beliebt zu machen. Von 1806 bis 1815 währte dann die herzoglich-warschauische Periode, ohne jedoch einschneidend auf die Hauländereien zu wirken. Erst die nach der erneuten Teilung durch den Wiener Kongress von 1815 einsetzenden Stein-Hardenbergschen Reformen hoben die rechtliche Sonderstellung der Hauländereien auf, rubrizierten die Nachbarschaftsverfassungen in das Schema der übrigen preußischen Dorfgemeinden ein. Damit war es mit der einstigen Hauländerdemokratie vorbei. Heute finden wir nur noch wenige dieser Einzelgehöste. Die mit Hochdruck betriebene Parzellierungs- und Germanisierungstätigkeit hat sie hinweggesagt. Nur eine ganze Anzahl von Ortsnamen, die alle das Anhängsel den Namen Hauland führen, wie Dombrowo-Hauland, Blotkowo-Hauland usw., erinnern an die ehemalige demokratische Selbstherrschaft der Hauländer und ihrer Nachbarschaftsverfassungen in der heutigen Provinz Posen.



Die Bestimmung des Altersverhältnisses von Gebirgsformationen.

Von M. H. Baede.

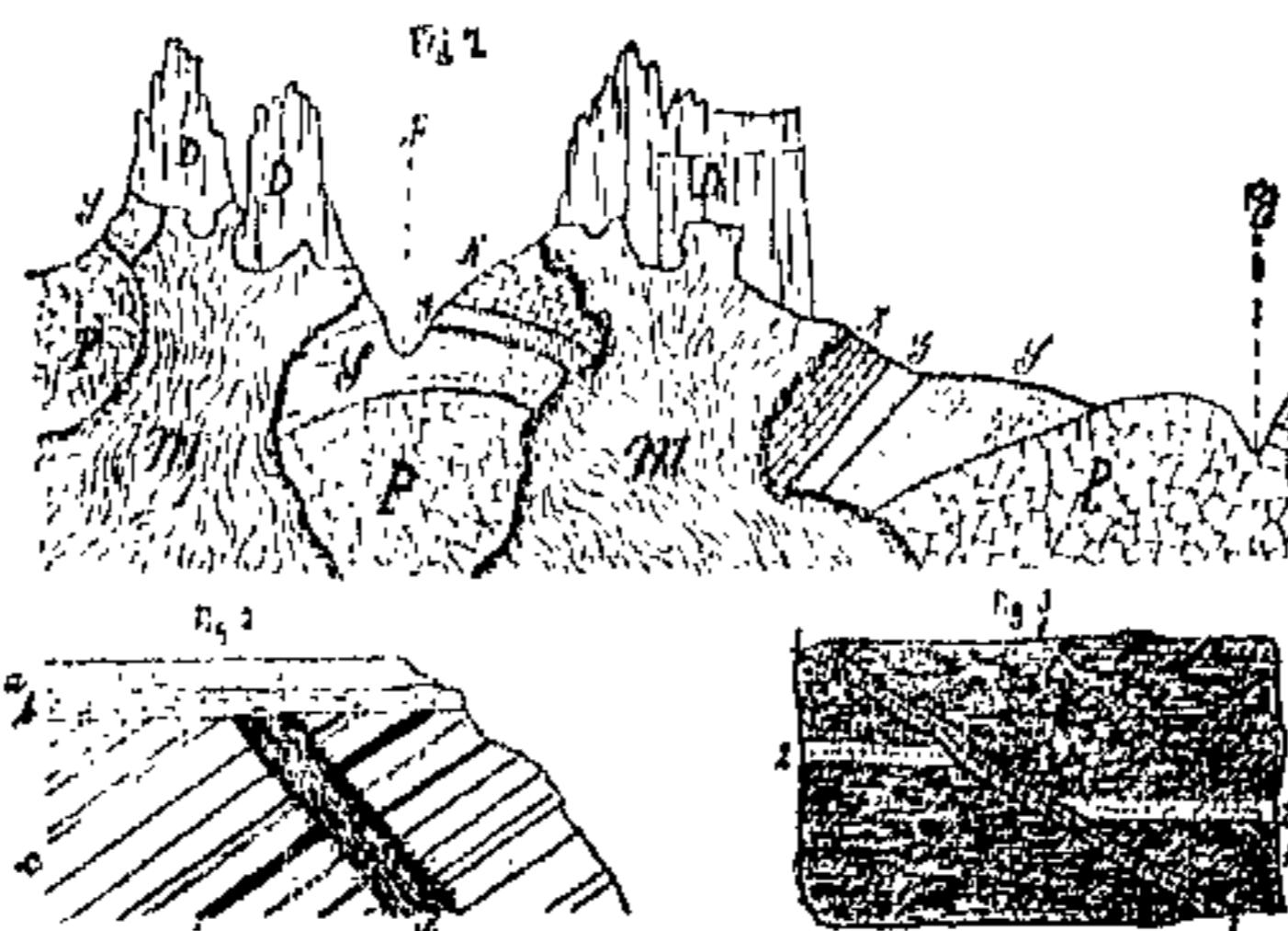
Die Natur der Sache bringt es mit sich, daß die Lehren der Erdgeschichte zum Teil auf unerweislichen und unerweisbaren Theorien beruhen, wenn wir dabei das als unerweisbar betrachten, was nicht mit augenfälligen und handgreiflichen Beweisen erhärtet werden kann. Dies muß natürlich mit den Bildungsverhältnissen von Gebirgsschichten der Fall sein, deren Entstehung nach allen vorliegenden Anzeichen in Zeiträume fällt, bis zu denen menschliche Überlieferungen nicht entfernt reichen, ja in welchen von dem Bestehen des Menschengeschlechts selbst noch keine Rede sein kann.

Dieser Umstand hat zwei gleich unangenehme Folgen. Entweder er bringt die geologischen Lehren bei der obendrein vielleicht von einer dem Forschen feindlich gesinnten Partei eingenommenen Menge in Mischnachtung, oder aber er gewöhnt das Volk an einen blinden Autoritätsgläubigen, mit welchem der Wissenschaft ebenso wenig gedient ist, der Wissenschaft, die nicht gläubiges hinnehmen, sondern Verständnis fordert.

Diese Bemerkung tritt namentlich bei der Altersbestimmung der Gebirgsformationen und Gesteine überhaupt in Erscheinung. Wir hören und lesen in unserer Zeit, welche unablässig bemüht ist, dem Volke das Verständnis der Natur zu öffnen, täglich vom verschiedenen Alter der Gebirgsformationen. Wir hören von dem hohen Alter der Steinkohlenformation und von dem noch höheren der Grauwackenformation reden. Die Juraformation hört man jünger nennen als die Trias- und die Kreideformation jünger als die Kuroformation usw.

Die Sache wäre sehr einfach, wenn die sämtlichen von der Wissenschaft unterschiedenen Formationen überall in der Zeitfolge ihrer Entstehung übereinander gelagert vorkämen und die Schächte der Bergleute überall oder wenigstens an mehreren Punkten der Erde dieselben sämtlich durchstoßen und überall in derselben Uebereinanderfolge gefunden hätten. Dann könnte man leicht sagen: das, was zu unterst liegt, ist das älteste und das, was zu oberst liegt ist das jüngste.

Dem ist aber nicht so. Man findet weder überall auf der Erdoberfläche alle Gebirgsformationen übereinander vorhanden, noch viel weniger würde es, wenn dies irgendwo der Fall sein sollte, möglich sein, sie alle berg-



Schematische Darstellung von Gebirgsformationen.

männisch zu durchstoßen, da dies eine Gesamtschicht von vielen tausend Metern ergeben würde, während die tiefsten Schächte bisher nur kaum 1000 Meter erreichen.

Hierzu kommt, daß die Schichtenfolge keineswegs überall in dem ruhigen horizontalen Uebereinander liegt, in welchem sich die meisten durch Wasserabsetzung gebildet haben. Im Gegenteile findet man durch Störungen mancherlei Art die geschichteten Formationen vielfältig aus ihrer ursprünglichen horizontalen Lage gebracht, indem sie geborsten und durch Einsinken oder Emporheben mehr oder weniger in eine geneigte Lage gebracht worden sind. Dadurch entsteht im inneren Bau der Erdkruste oft ein so buntes Durcheinander, daß man sich verleitet sieht, an eine sehr gewaltsame Veranlassung dazu zu denken, wobei man zwar in vielen Fällen nicht fehlgreifen wird, in manchen Fällen jedoch auch irren würde.

Wir sehen somit, daß dem Erdgeschichtsforscher der in Rede stehende Teil seiner Aufgabe sehr erschwert ist.

Unter den Mitteln nun, welche dennoch die Bestimmung der Altersfolge der Schichten möglich machen, gehört den Versteinerungen der erste Platz. Wenn wir die nach ihnen Fundstätten geordneten Versteinerungen einer möglichst vollständigen Sammlung überblicken, so gewinnen wir die Überzeugung, daß zu verschiedenen Zeiten, die wir nach Millionen von Jahren schätzen dürfen, andere Tier- und Pflanzengesellschaften gelebt haben und daß dabei ein im großen ganzen sichtbares Fortschreiten zu immer vollkommenen und den jetzt lebenden verwandter Formen stattgefunden hat. Durch Versteinerungen gewinnen daher die verschiedenen Gebirgsformationen

eigentümliche Gepräge, ungefähr wie unsere alten Bauwerke durch ihren Baustil ein bestimmtes Zeitgepräge erhalten. Wenn wir von letzteren auch keine Nachrichten über die Zeit ihrer Errbauung haben, so wissen wir nach ihrem Baustil diese Zeit annähernd richtig anzugeben.

Viele in großer Verbreitung vorkommende Formationen sind so scharf durch ihre Versteinerungen charakterisiert, die nur in ihnen allein vorkommen, daß wir eine Schicht, auf die wir vielleicht in einem bergmännisch und naturwissenschaftlich noch nie untersuchten Lande treffen, mit großer Sicherheit nach darin gefundenen Versteinerungen deuten können. Diese Versteinerungen leiten uns auf das Zeitverständnis der Schicht und sie werden deshalb Zeitfossilien. Fossil ist gleichbedeutend mit Versteinerung genannt.

So kommt z. B. in dem Grauwackengebirge, dem ältesten versteinerungsführenden, eine Tiersfamilie vor, welche in die Klasse der Krebsartigen Tiere gehört, und welche selbst in der unmittelbar nachher gebildeten Steinkohlenformation bereits fast vollständig fehlt und in noch jüngeren Schichten gänzlich verschwunden ist, selbstverständlich auch in der Gegenwart nicht mehr existiert. Dasselbe gilt von den Pflanzenarten der Steinkohlenformation. Der Steinkohlen suchende Unternehmer fühlt seine Hoffnung bestmöglich, wenn ihm seine Bergleute aus dem Schacht ein Stück Schiefer bringen, wie er allerdings übrigens ganz gleich in allen Formationen vorkommt, in welchem aber Abdrücke von Blättern und Stämmen charakteristischer Steinkohlenpflanzen sich zeigen.

Wer nicht in der Alpenwelt oder wenigstens dem Gebirgslande bekannt ist, wer niemals unter fähiger Führung einen tiefen Schacht befahren hat, der hat wohl ein Recht zu staunen, wenn er in Büchern oder Vorträgen über das Altersverhältnis von Gebirgsarten verhandeln hört, als ob die Verhandelnden Augenzeuge gewesen wären. Geotektonik, d. i. Lehre vom Bau der Erdrinde heißt der Teil der Erdgeschichte, welcher diese Seite, eine der interessantesten dieser Wissenschaft, behandelt. Die Versteinerungskunde oder Paläontologie ist gewissermaßen die Belebung der Geotektonik.

Die verschiedenen Gebirgsformationen bestehen nicht aus ebenso vielen Gesteins- und Gebirgsarten, so daß die Juraformation bloß aus Kalkschichten, die Kupferschieferformation bloß aus Kupferschiefer bestände und überhaupt jede Formation zugleich auch ihre besondere Gesteinsart wäre. Im Gegenteile bestehen die Gebirgsformationen oft aus sehr zahlreichen, verschiedenen, meist schichtenweise miteinander abwechselnden Gesteinsarten und auf der anderen Seite kommt z. B. Kalk beinahe in allen Formationen vor; ebenso kommen Sandsteine und Schiefer in vielen Formationen, ja selbst Steinkohlenlöcke kommen nicht ausschließlich in der vorzugsweise nach ihnen benannten Steinkohlenformation vor, obgleich in keiner so massenhaft, wie in ihr. Ob also ein Kalksteinfelsen dieser oder jener Formation angehört, also dieses oder jenes Alter habe, das müssen eben die Versteinerungen entscheiden, oder wenn er keine solchen aufzuweisen hat, dann muß die Verknüpfung mit anderen Gebirgsarten Auskunft geben. Diese Verknüpfung der zahlreichen verschiedenen Gebirgsarten ist eben der Gegenstand der Geotektonik.

Im weiteren Verlauf der Besprechung unseres Themas halten wir uns nun der anschaulichkeit wegen an die beigegebenen Figuren.

Figur 1 ist ein Profil, d. h. ein senkrechter Durchschnitt eines Teils der Tiroler Alpen, in dem das Fassa-Tal (F) liegt. Der Taleinschnitt rechts bezeichnet das Eisack-Tal (E). Durch die verschiedene Schraffierung sind die sechs wesentlichen Gebirgsarten: Dolomit (D), geschichteter Kalkstein (K), Gips (G), roter Sandstein (S),

roter Porphyr (P) und Melaphyr (M) ausgeübt, die diese Gebirgsmasse zusammenheben. Wir sehen also ein buntes Durcheinander geschichteter und ungeschichteter Gesteine von verschiedenem Entstehungsalter.

Die geschichteten Gesteine K, G und S liegen in den gebogenen und schrägen Lagen, wie wir sie sehen, sich nicht gebildet haben. Als Schicht- oder Sedimentärgesteine müssen sie sich durch Wasserabsenkung ursprünglich horizontal abgelagert haben und zwar S zuerst, darüber, also später, G und zuletzt, d. h. zu oberst K. Zweifel haben die jetzt durch M in drei Portionen seine linke, eine rechte und eine mittlere geteilten Schichtengruppen S G K ursprünglich zusammengehängen. Sie sind weiter zerrissen worden, wobei aus der linken Partie G und K verloren gegangen zu sein oder sich ursprünglich nicht weiter als bis an das Fassa-Tal (F) erstreckt zu haben scheinen. Was hat nun diese Zerreißung oder wenigstens die Störung der ebenen Lage bewirkt? Offenbar der emporgedrängte Porphyr (P). Er ist also jünger als die Schichten S G K. Noch jüngerer Entstehung ist aber der Melaphyr (M), denn er hat das Werk des Porphyrs fast diesem selbst wieder zerrissen in die drei Teile, zwischen welche sich die beiden Melaphyrmassen ein- und emporgedrängt haben.

Dass es bei diesem Melaphyrdurchbruch nördlich hergegangen und er selbst in flüssigem, wahrscheinlich schmelzflüssigem Zustande gewesen sein mag, ersieht man an Ort und Stelle daran, dass an den Berührungsstücken Brocken der durchbrochenen Gesteine S G K in die Melaphyrmasse eingetreten sind, was auch die Schraffierung auf unseremilde andeutet.

Es bleibt noch der Dolomit (D) übrig, der vorzugsweise jene Gebirgsmassen bildet, aus denen die himmelhohen steilen und bizarr gestalteten Felsenwände Tirols bestehen. Wir sehen ihn nur vom Melaphyr getragen, zu dem und zu Porphyren er beinahe überall in einem nachbarschaftlichen Verhältnis steht. Der Dolomit ist in dieser Gesteinsverknüpfung offenbar das jüngste Glied.

Figur 2 führt uns mehr einen einzelnen Fall vor. Wir sehen ein aus seiner ursprünglichen horizontalen Lage gewichenes Schichtenstück der Steinkohlenformation c von einem Grünsteingang (G) durchsetzt. Dabei sind die beiden Schollen, in welche jenes zertrümmert worden, nicht bloß um die Breite des Grünsteinganges aneinandergetrieben, sondern auch

verschoben (bergmännisch: „verworfen“) worden, so dass das Höhlenstück (K) und alle Schichten nicht mehr aufeinandertreffen, wenn man ihre Linien durch den Grünsteingang hindurch verlängert. Entweder ist das rechte Stück emporgerückt, oder das linke herabgerutscht. Oben liegen vollkommen eben zwei Schichten a und b des Zechsteins oder Kupferschiefergebirges und des sogenannten Notliegenden. Sie haben sich offenbar erst lange Zeit nach dem Grünstein durchbruch abgesetzt. Wir können dies deshalb vermuten, weil die Unebenheit, welche die Verwerfung des Kohlenführenden Schichtenstückes an dessen Oberfläche zur Folge haben musste, bereits ausgeglichen war, als sich jene zwei Schichten darauf absetzten. Diese Ausgleichung, die wohl nur durch Wasserfluten bewerkstelligt sein kann, erforderte ohne Zweifel eine lange Zeit. An den Flächen, wo der Grünsteingang die Schichten berührt, zeigt unsere Figur eine Schraffierung. Diese soll andeuten, dass hier die von dem empordringenden Grünsteingange ausströmende Erze das Gefüge der Schichten etwas verändert hat, was man in solchen Fällen sehr häufig findet.

Noch mehr in das einzelne führt uns Figur 3. Sie stellt eine Gneiswand dar, in welcher drei Erzgänge verlaufen. Gänge sind nun nichts anderes als Ausschlüsse von Spalten, welche in einem Gestein entstanden sind. Die Erze kommen meist in Gängen vor. Wir sehen drei Gänge (1, 2, 3) von verschiedenem Alter, wenngleich nicht notwendig, dass sie im Alter sehr weit voneinander liegen. Gang 1 ist der älteste, denn er ist später von dem Gang 2 durchsetzt, ohne dabei verworfen, d. h. verschoben worden zu sein. Gang 3 ist der jüngste, denn er hat noch später den Gang 2 durchsetzt und gleichzeitig verworfen. Bei dieser Bekanntschaft mit den Verwerfungen erraten wir zugleich, dass dieselben den Bergleuten beim Abbau eines Ganges viel Sorge machen müssen, denn diese wissen dann oft nicht, ob sie jenseits der Verwerfung den verworfenen Gang höher oder tiefer suchen sollen. Natürlich geht es mit den verworfenen Steinkohlenlöchern ebenso wie mit den verworfenen Erzgängen. (Fig. 2.)

Nach diesen Beispielen werden uns nun folgende Fingerzeige für die gegenseitigen Altersverhältnisse der Gebirgsarten um so einleuchtender sein.

Eine Gebirgsart, welche in bedeutender Ausdehnung über einer anderen liegt, ist jünger als diese und zwar ist zwischen der Bildung beider ein um so längerer Zeitraum

verflossen, wenn die jüngere über der älteren in widerständiger, d. h. in den Schichten nicht gleichlaufender Lagerung anliegt (wie an Fig. 2 a, b und c), weil doch ein Raum vergeben musste, innerhalb welches die Störung der älteren Gebirgsart stattfand. An Fig. 2 liegen die Schichten a und b gleichlaufend übereinander. Ein Gang ist jünger als das Gestein, in welchem er verläuft.

Jedes Gestein, welches Ausläufer und Verzweigungen in sein Nachbargestein aussendet, ist jünger als dieses; ebenso, wenn es Trümmer und Brocken seines Nebengesteines umschließt.

Ein Gestein ist jünger als sein Nebengestein, wenn es ersichtliche Veränderungen der Farbe, Härte, des Gefüges u. dgl. in demselben hervorgerufen hat.

Aber noch müssen wir zu diesen Mitteln der Altersbestimmung der Gebirgsarten ein weiteres hinzufügen. Es liegt in der Erfahrung.

Wenn wir durch die Versteinerungen eine Übergangs- oder Braunkohlenformation, eine Steinkohlenformation, eine Trias, eine Juraförmation usw. als solche charakterisiert finden, und wir finden niemals und nirgends die Braunkohle über der Steinkohlenformation, diese nie über der Kupferschieferformation, diese nie über der Trias, Trias nicht über Kreide, Kreide nicht über den Tertiärschichten, so müssen wir wohl die erstmals für die älteste und die letzten für die jüngsten halten. Das schliesst aber nicht aus, dass wir unmöglich über der Braunkohlenformation die Trias finden können. Dann haben an dieser Stelle eben die, der Zeitrangordnung nach dazwischen gehörenden Steinkohlen und Kupferschieferformationen sich nicht gebildet. Aindenn wir also irgendwo die Triasformation in großer Ausdehnung die Erdoberfläche bilden, so wissen wir, dass wir an einem Orte sind, wo seitdem, also seit ungeheuer langer Zeit, keine wesentlichen Umgestaltungen der Erdoberfläche stattgefunden haben.

Es leuchtet wohl jedem ohne weiteres ein, dass man überhaupt diese Zeitschicht nur bruchstückweise aufgefunden hat, denn, wie bereits im Eingange gesagt wurde: das ganze Schichtengebäude von den jüngsten Schichten bis hinunter auf die Braunkohlenformation könnte menschliche Macht nicht durchbohren. Wir wissen also nicht, ob irgendwo auf der Erde alle Formationen übereinander auch wirklich vorhanden sind und werden das wohl auch niemals erfahren.

Vagabund und Vagabundin.

Aus dem Tschechischen des Rudolf Illovy, übersetzt von Otto Pid.

„Dass für eines Winters Frist
Du gar warm gebettet bist.“

„Wahrheit sagst du, Bruder, mir!
Doch jetzt ist die Reih' an dir:
Woher kommst du und warum
Schleichest du jetzt noch herum?“

„Ohne Arbeit, ohne Brot
Bin ich und vielleicht bald tot.
Schleppe heimatlos, verbannt
Meinen Ranzen durch das Land.“ —

„Ha, so sollst du Freund mir sein
Und, fängt uns kein Scherze ein,
Fehlt zum schönsten Zeitvertreib
Uns ein Vagabundenweib,
Die wir herzten, die wir küssen,
Dass wir schier vergessen müssten,
Frost und Elend, das uns droht,
Denn Gesellschaft tut uns not....
Doch schau hin: wer dort vom Pfad
Ohne Atem sich uns naht?
Meiner Treue, Bruder, schau,
Die herankommt, ist 'ne Frau.“ —

„Gehe dich nur zu uns her,
Denn du brauchst der Ruhe sehr.
O, wir haben Frauen gern,
Lumpen sind wir, stolze Herr'n.
Zieh' den Schleier doch zurück,
Zeig' dein Antlitz unserm Blick.
Wirst wohl keine Dame sein,
Die sich sittsam hütet ein? —
Bravo, wie umarmst du fest,
Hast wohl manchen Mann gepreßt. . . ?
Doch was ist's, du bist nicht heiß...
Und dein Kuss schmeckt kalt wie Eis!
Sprich: uns tödet ja die Angst,
Wer du bist, was du verlangst?
Wo sind deine Brüste, Weib,
Warum hat kein Fleisch dein Leib?
Statt der Waden Knochen nur —
Wesen furchtbarer Natur
Sage, wann erwärmt du mich?“ —
“— Tod, Verderben bringe ich!“ —
Tags darauf hat man gefunden
Zwei erfrorene Vagabunden.“

Ausländische Riesen- und Prachtkäfer. Unsere Bilder zeigen uns eine Reihe fremdländischer, mitunter höchst seltsam geformter Käfer, die in Größe, Form, Farbe oder Zeichnung oft ganz anders gestaltet sind als die uns aus unserer Heimat bekannten; und doch gehören auch diese so anständig gesetzten und oft herrlich gezeichneten Riesen- und Prachtkäfer genau zu denselben Unterordnungen und Familien, wie die bei uns gefundenen Käfer.

Die Käfer stellen die artenreichste Ordnung der Insektenwelt dar; man kennt rund 100 000 Arten. Sie sind Ansetzen mit freien, nicht verwachsenen, spongiösen Mundgliedmassen, mit freier Vorderbrust und barten, zum Flug ungeeigneten Vorderflügeln, die als Flügeldecken die unter ihnen liegenden zarten Unterflügel, die die eigentlichen Flugorgane sind, schützen. Man unterscheidet vier Unterordnungen und jede dieser wird in eine Anzahl von Familien eingeteilt, die jede wieder eine mehr oder weniger große Anzahl von Arten umfassen.

Eine große Anzahl der abgebildeten Käferarten gehören zu der über 6000 Arten umfassenden Familie der Blattkäfer, die daran zu erkennen sind, daß die 3—7 leichten Fühlerglieder der kurzen Fühler platt sind und neben einander liegend eine aus Blättern zusammengesetzte Keule oder einen Stamm bilden. Sie kommen hauptsächlich in den Tropen vor. Unter unseren einheimischen Käfern sind es der Blattkäfer und der Rosenkäfer, die zu dieser Familie gehören. Die Familie der Blattkäfer teilt man wieder in fünf verschiedene Gruppen ein, die Riesenkäfer, Blumenkäfer, Laubkäfer, Mistkäfer und Stammhörner. Die Käfer sind wahrhaft riesige, fast ausschließlich nur in den Tropen, besonders in Amerika, vorkommende Insekten, die bis zu 15 Zentimeter lang werden können. Die Männchen sind durch eigentümliche Auszinnungen des Kopfes und der Brust von den Weibchen so verschieden, daß ihre Zusammengehörigkeit nach dem Neuzeren nicht erkennbar ist. Zu ihnen gehört z. B. der Elefantenkäfer. Links auf unserem Bild ist das mit den sonderbaren Stöpselverzierungen ausgestattete Männchen, rechts das einen derartigen Riesenkäfer entbehrende Weibchen zu sehen. Ein anderes Bild zeigt uns in feiner Linienfigur einen männlichen Elefantenkäfer mit ausgebreiteten Ober- und Unterflügeln.

Zu der Gruppe der Blumenkäfer gehört der in Afrika und in Neuguinea vorkommende Goldkäfer. Bei den Blumenkäfern umfassen die Flügeldecken den Hinterleib nicht. Sie sind ebenfalls meist riesige, dabei außerordentlich farbenprächtige Käfer, bei denen Männchen und Weibchen auch oft bedeutende Unterschiede zeigen, wie die Mistkäfer. Sie nähren sich meist von Blütenstaub und Honig der Blumen, daher ihr Name. Zu der Gruppe der Mistkäfer gehören folgende Käferarten unserer Bilder: der heilige Mistpillsenkäfer und die ausländischen Prachtmistkäfer. Die Mistkäfer haben meist eine kurze, knopfförmige Fühlerkeule. Die Tarsen (Füße) sind schwach, oft ganz verkümmert. Auch in dieser Gruppe sind Unterschiede in der Gestalt von Männchen und Weibchen vorhanden. Die Mistpillsenkäfer drehen als Nahrung für die Larve, d. i. das noch unentwickelte, einem Engerling etwa ähnelnde Jungs, aus Mist Pillen, in welche das Weibchen ein Ei ablegt und welche dann vergraben werden. So zeigt z. B. eines unserer Bilder zwei Mistpillsenkäfer bei der Bereitung einer solchen Futterpille.

Der heilige Mistpillsenkäfer genoß übrigens bei den alten Ägyptern als Bild der Welt, der Sonne und des mächtigen Kriegers große Verehrung. Unter den Prachtmistkäfern eines unserer Bilder sind übrigens 2 Mondhornkäfer zu sehen, so genannt wegen der mondsichel förmigen Hornverzierung auf dem Kopf. Sie graben senkrechte Löcher und belegen diese mit einer Mistpille und einem Ei.

Zu der Familie der Schnellläufer gehören der Cocco und der Miesepunktkafer, gleichfalls auf einem unserer Bilder sichtbar. Sie heißen Schnellläufer, weil sie sich, wenn sie auf den Rücken zu liegen kommen, in die Höhe schnellen und dabei umdrehen können, so daß sie wieder auf die Füße fallen. Bei

den Vögeln angehören. Während die lebhaft gefärbten Vogtiere sich gern sonnen, verlassen die meisten der düster gefärbten erst in der Dämmerung die kleinen Baumhöhlen, die ihnen, wie auch ihren Farben als Zufluchtsort dienen. Die meisten von ihnen tönen ein zirpendes Geräusch, ein sogenanntes Weinen herab, indem sie den Vorderbruststrahl über die quergestreifte Überfläche der Mittelbrust reiben. Die abgebildeten Vockläufer gehören australischen Arten an. Der größte unter ihnen ist der Hirschhornriesenkäfer, der auch durch seine den Hirschgeweih ähnliche Kieferbildung auffällt.

Zellkolonien. Es ist bekannt, daß Tiere, unter dem Einfluß eines noch unaufgeklärten Dranges, sich häufig zu Träumen, Säulen und andere Vereinigungen zusammenballen. Ein interessantes Beispiel hierfür gibt der Volkssch. den M. S. Francé in seinem lebenswerten Buchlein "Kreisräge im Wassertropfen" (Veröffentlichungen der Gesellschaft Kosmos, Stuttgart, Frankfurter Verlagsanstalt), also beschrieben hat.

Er rollt wie ein grüner Billardball in den Gewässern unserer Heimat umher, eins der lieblichsten Geschöpfe, das der Pflanzen Grün mit der Weichlichkeit des Tieres zu einem weiz. Ganz zauberhaft mutet es an, wenn man einmal so einen stillen Teichwinkel erfüllt sah mit diesen edelsteinleuchtenden Käugchen, die da im gefälligen Tanz auf- und niedersteigen und nicht ruhen und ruhen, bis nicht ihres Lebens Uhr abgelaufen ist. Noch zauberhafter unter dem Vergleichungsglas, da sich dieser Volkspupp als ein großes Staatswesen, aufgebaut aus vielen Zettchen, die sich alle mit feinen Nähern zusammenpinnen und deren jede mit zwei Geißeln eifrig das Wasser peitscht. 20 000 Geißeltiere haben sich zusammen zu einem Gesellschaftsverein, den sie getreulich erhalten, weil sie merken, daß die Einigkeit ihnen frucht. Auch der Volkssch. stand nicht auf einmal; mit ihm zusammen leben noch seine Vorläufer, ganz kleine Täfelchen (Gonium), darin sich 4—16 Volkswellen zusammenfanden zu gemeinsamem Leben, oder Trauben von 16 Zellen (Pandorina) oder winzige Blasen (Endorina), als Laura und Cnobium von 16 Anchoreten, die, einstiger Übung überdrüssig geworden, es nun einmal mit dem immerhin behaglicheren Klosterleben versuchen wollen. Schritt für Schritt kann man so die Zwischenstufen der Organismusbildung verfolgen und damit an dem Volkssch. stolzend ermessen, wie bald und wohl sich die Vereinigung bewährt.

Denn er ist ein stattliches Wesen, das aus der Nach der Kleinheit heraus tritt und schon in den Kreis der jedermann sich baren Geschöpfe gehört: 20 000 Zellen vereinigen auch andere Geschlüsse heranzubringen, als wenn sie, einander fremd und feindlich, sich den Platz an des Lebendigen streitig machen würden.

Um wieviel besser sind sie doch im Verein gefüht! Die Zahl der Feinde um eine Million verminder. Alle die Monaden, Wimpertiere, Räderläuse, Würmer und Krebschen, die sich an der einzelnen, leicht überzähligen Geißelzelle gütlich zu würden, weichen den flimmernden großen Geißelvoll aus, und bleiben eigentlich nur ein geheimtückische Parasite und die Fische als Feind. Was diese verzehren, das führt die Kolonie durch eine vielfältige Vermehrungskraft reichen Erfolg zu schaffen. Sie bringt klein Kolonien so einfach her

vor, wie wenn wir ein Glied des Körpers abwerfen könnten, einen Finger, der davonläuft, um in einen geschützten Winkel zum neuen Menschen auszuwachsen. Sie stellt durch geschickte Zellteilungen gleich zu Hunderten die Werkzeuge einer sehr merkwürdigen Befruchtung her, produziert Samenfäden und Eier, welche die vollkommenen Eigenschaften des Ganzen auch in vollkommener Weise fort pflanzen."



Ausländische Prachtmistkäfer.

dieser Bewegung wird der Rücken stark ausgehöhlt und der Stachel der Vorderbrust gegen die Mittelbrust gespreizt, indem dann letztere durch die Wirkungen der Brustmuskeln abgeschnellt wird, um in seine Höhlung zu gleiten, schlägt der Käfer mit seinem Rücken so stark an, daß er emporgeschleudert wird. Es gibt in dieser Familie rund 3000 Arten.



Der heilige Mistpillsenkäfer (*Scarabaeus sacer*) mit Futterpille.

Etwa 100 dem heissen Amerika angehörige Arten leuchten sehr stark, namentlich der Cocco. Die übrigen von uns dargestellten Käfer gehören der Familie der Vockläufer an. Ihr Körper ist langgestreckt, ihr Kopf vorgezogen und mit langen fadenförmigen, elgschildförmigen Hörnern versehen. Auch in dieser Familie sind oft Männchen und Weibchen sehr verschieden gestaltet. Man kennt an 7600 Arten, von denen die größten und farbenprächtigsten wärme-

vor, wie wenn wir ein Glied des Körpers abwerfen könnten, einen Finger, der davonläuft, um in einen geschützten Winkel zum neuen Menschen auszuwachsen. Sie stellt durch geschickte Zellteilungen gleich zu Hunderten die Werkzeuge einer sehr merkwürdigen Befruchtung her, produziert Samenfäden und Eier, welche die vollkommenen Eigenschaften des Ganzen auch in vollkommener Weise fort pflanzen."